

# Lesebücher

## *Spannend und informativ*

Wie heutzutage der Deutschunterricht in unseren Schulen vor sich geht, entzieht sich meiner Kenntnis. Wie wir in unserer einklassigen Volksschule Nonnenbach die deutsche Sprache erlernten, ist mir unterdessen noch sehr genau in Erinnerung. In 1941 wurde ich eingeschult und lernte im ersten Schuljahr noch „Auf – Ab – Strichelchen drauf“ als ersten Buchstaben kennen: Das kleine „i“ der alten deutschen Sütterlinschrift. Die wurde allerdings im Herbst 1941 verboten und durch die „Deutsche Normalschrift“ ersetzt.

Gibt es heute noch „Lesebücher“ wie wir sie damals hatten? Ich weiß es nicht, besitze unterdessen etliche dieser „Deutsch-Lehrbücher“ aus meiner Schulzeit und gestehe ganz offen, dass ich hin und wieder noch einmal darin blättere und alte Schulerinnerungen wecke. Das ist zum Teil recht spannend, lehrreich und informativ, wenngleich auch nach heutigen Maßstäben „antiquiert“ und längst „überholt.“ Es sind aber eine Menge guter und nützlicher Lebensweisheiten in diesen Lesebüchern enthalten, die freilich dem heutigen Lebensstandard nicht mehr entsprechen, diesem geradezu entgegen stehen.

Das Lesebuch war bei uns daheim das beliebteste Schul-Utensil allgemein, das wir uns auch ohne dazu aufgefordert zu sein, freiwillig und intensiv zu Gemüte führten. Wir stürzten uns beinahe auf das neue Lesebuch zum Schuljahresbeginn und kannten seinen Inhalt schon lange, bevor die einzelnen Stücke im Unterricht an die Reihe kamen. Ich selber habe mein ganzes Leben lang immer gerne und viel gelesen. Das mag ein „Erbe“ von meiner Tante Elisabeth (unsere „Jött“) sein, die mir in meiner Kinderzeit immer und immer wieder vorgelesen hat, bis ich selber lesen konnte. Sie besaß ein dickes Grimm-Märchenbuch, Winnetou in Heftform, das Leben der Heiligen, eine ganze Menge alter Kalender mit spannenden Geschichten, – viele davon sind mir heute noch im Gedächtnis.

Bei mir daheim gibt es ein paar stattliche Sammlungen im Bücherregal. Allerdings handelt es sich fast ausschließlich um „leichten“ Lesestoff, beispielsweise Karl May's gesammelte Werke bis einschließlich Band 85. Ich habe die Bücher sämtlich gelesen, einige sogar mehrmals, und ab und zu blättere ich heute noch darin. Da gibt es auch „Perry Rhodan,“ moderne Science Fiction – Literatur, zurzeit 138 dickleibige „Silberbände“ zu jeweils rund 400 Seiten. Ich habe sie alle vollständig gelesen. Die eigentliche Perry Rhodan – Heftreihe erscheint seit September 1961 und ist im Augenblick bei Heft 3040 angelangt. Ich besitze sämtliche Hefte, – eine ganze Regalwand voll, alle gelesen habe ich sie allerdings noch nicht. Inzwischen bin ich aber seit zweieinhalb Jahren Dialysepatient und nutze die „Erholungsstunden“ an der Maschine zum Studium der Rhodan-Hefte von der Nummer eins an, jetzt im November 2019 bin ich bei Heft 482 angekommen. Zur Bewältigung des gesamten Heftmaterials bedarf es noch einiger Dialyse-Jahrzehnte, die werde ich wohl kaum noch schaffen.

Äußerst interessanten Lesestoff boten auch die „Realienbücher,“ die auf 1000 und mehr Seiten Aktuelles aus allen Wissensgebieten beinhalteten und als Ergänzungsstoff für den Schulunterricht bestens geeignet waren. „Kamps Neues Realienbuch“ aus dem Jahr 1941 besitze ich noch, ziemlich arg ramponiert und nicht mehr ganz vollständig, aber interessant und lesenswert, auch wenn es stellenweise deutlich „braun angefärbt“ ist. Das Buch schließt beispielsweise mit einem Beitrag über die Bekämpfung von Phosphor- und Thermitbrandbomben. Das „Braun“ besaß in einigen Fällen auch vorteilhafte Abschnitte.

Fast nur noch „fliegende Blätter,“ aber immerhin noch vollständig, ist das „Heimatbuch des Kreises Schleiden“ von Paul Klinkhammer aus dem Jahr 1927, das wir bei Lehrer Gottschalk noch im Unterrichtsfach „Heimatkunde“ verwendet haben. ein Eintrag auf dem Vorsatz ver-

rät, dass das Buch früher einmal meiner Nachbarin Luise Klinkhammer („Kaue Luwiss“) gehört hatte, als sie in der vierten Klasse war. Das zerfledderte Werk macht sich im modernen Bücherschrank naturgemäß nicht besonders gut, bei mir steht es mit anderen alten Schinken im Regal, ich nehme es noch ganz gern manchmal zur Hand. Stellvertretend für den gesamten Buchinhalt zitiere ich hier einen Vers aus dem „Eifellied“ von Hermann Josef Scheufgen: „Wo wild und trotzig deine Bäche schäumen aus schroffem Fels ins blütenreiche Tal, da liegt – wo Fichten schwarz die Welt umsäumen – ein Märchenland in hellem Sonnenstrahl.“ Treffender lässt sich unsere Eifelheimat kaum beschreiben. Das Buch besitzt heute einen archivarischen Wert (Internet) von 166,70 Euro. Heimatkunde war in der Volksschule, neben „Deutsch,“ mein Lieblingsfach. War daran etwas überholt oder antiquiert?

Eine ganz bestimmte Geschichte unseres Lesebuches hat mich immer und immer wieder beschäftigt, sie scheint mir auch heute noch nichts an Aktualität verloren zu haben. Sie ist zu lesen im „Deutsches Lesebuch für Volksschulen, 3. und 4. Schuljahr,“ in meinem Exemplar fehlen mehrere Seiten und so kann ich leider den Herausgeber und das Entstehungsjahr nicht angeben, im Vergleich zu ähnlichen Druckstücken dürfte es aber aus dem Düsseldorfer Verlag „L. Schwann“ der 1930-er Jahre stammen.

Die Geschichte ist betitelt mit „Der alte Großvater und der Enkel.“ Ein alter Mann sah und hörte kaum noch, beim Essen zitterten seine Hände und manchmal „floss ihm auch etwas wieder aus dem Mund.“ Sein Sohn und dessen Frau „ekelten sich davor.“ Der Alte wurde zum Essen in eine Ecke geschickt, seine Mahlzeit erhielt er in einer Holzschüssel vorgesetzt. Der vierjährige Enkel spielte mit etlichen Brettchen herum und der Großvater fragte, was er denn da mache. Wörtliches Zitat aus dem Lesestück: „Ich mache ein Tröglein, daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“ Jeder Kommentar erübrigt sich.

Im „Deutsches Lesebuch für Volksschulen, Erster Band“ (L. Schwann, Düsseldorf, 1941) gibt es ebenfalls eine, zum Nachdenken verleitende Geschichte, betitelt mit „Der Mutter Gesicht.“ Ein Schulanfänger fiel dem Lehrer durch plötzliches verändertes Verhalten auf und weinte auf eine entsprechende Frage: „Ich weiß nicht mehr, wie meine Mutter aussieht.“ Der Lehrer war einer von der „besten Schule“ und meinte: „Geh heim und schau sie dir an.“

Natürlich grinsen wir heute überheblich ob solcher „Primitivität“ von Schüler und Lehrer. Als Volksschulkinder waren wir, vermutlich infolge der minderwertigen Ernährung, häufig von schmerzhaften „Schwären“ (Furunkeln) geplagt, die sich meistens am Hinterkopf und Nacken zeigten. Ein solcher „Knubbel“ öffnete sich bei mir während des Unterrichts und ich versuchte verstohlen, den austretenden Eiter mit dem Taschentuch zu bändigen. Unser Lehrer Josef Gottschalk sah meine Not und meinte beruhigend: „Ist er aufgegangen? Lauf heim und lass es dir von Jött (Tante) sauber machen.“ Auch hier: Kein Kommentar.

Ein wahres „Goldstück“ ist das „Lesebuch für katholische Volksschulen der Rheinprovinz,“ herausgegeben „im Auftrage des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums in Coblenz.“ Das Buch war „für Schulen mit ein und zwei Lehrkräften“ bestimmt und umfasste den „zweiten Teil für Mittel- und Oberstufen. Der Ladenpreis betrug 2,20 Mark. Es wurde in Dortmund beim Verlag von W. Crüwell gedruckt, und was das Besondere zumindest für mich daran ist: Es stammt aus dem Jahr 1912, ist somit heuer 107 Jahre alt und war das Lesebuch von Ursula Plützer aus Schlemmershof. Die war meine Mutter und hatte das heute noch sehr gut erhaltene Lesewerk von Anna Hilger aus Olef erhalten. Deren Name steht jedenfalls handschriftlich auf dem Vorsatz vermerkt. Der gewichtige Wälzer umfasst sage und schreibe 560 Seiten, das Lesen in diesem uralten Schinken macht mir größten Spaß.

Das Lesen in diesem Schulbuch weckt Erinnerungen an längst vergessene Jahre. Man vergisst die Neuzeit, fühlt sich zurückversetzt in die Kinderjahre. Man sinniert und stellt insgeheim Vergleiche an: So war es damals, und so ist es heute. Und dabei kommt das Heute

längst nicht immer am besten davon. In besagtem Buch gibt es eine Vielzahl von Gedichten, die wir damals zum Großteil auswendig lernten. Beispielsweise „Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste, ein goldner Apfel war sein Schild, an einem langen Aste.“ Ludwig Uhland schrieb diese Zeilen als Hommage an den Apfelbaum. Hier und da möglicherweise noch in Erinnerung, sind die Verse von Friedrich Wilhelm Kaulisch: „Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden.“ Und dann noch Wilhelm Lennemanns Gedanken zur Bauernhand: „Sah im Krug ich eine Bauernhand, Wie von heil'gen Runen ganz durchrissen, Mocht der Bauer, schwach und altersmüd, Keine doch der kleinen Furchen missen. Jeder Riss ist ihm ein Ehrenmal Und sein Stolz nach schwer durchkämpften Siegen, Sieht der Alte seine Hände an, Liegt ein Lächeln noch auf seinen Zügen.“ Dem ist, wie bereits an anderer Stelle dieses Beitrags, nichts hinzu zu fügen.

Abschließend noch ein Zitat aus dem alten Buch: „Das Gewitter,“ ein Gedicht von Gustav Schwab, das über den gemeinsamen Tod von vier Familienangehörigen durch Blitzschlag erzählt: „Urahn, Großmutter, Mutter und Kind“ kommen ums Leben. Einer unser ganz großen Komiker hat sich seinerzeit dieses Gedicht zur Vorlage für eine Persiflage in seinen Auftritten genommen. Da heißt es unter anderem: „Da plötzlich kracht es, der Blitz schlägt ein, der Urahn hört was und sagt `herein´.“ Ich weiß nicht, ob solche Art „Witz“ dem persönlichen Ansehen des Vortragenden dienlich ist, auch wenn das Volk im zu jubelt.